

Mein Jugendparadies

Autor(en): **Hägni, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Jugendparadies

Von Rudolf Hägni.

Wenn ich mir den Unterschied zwischen der vergangenen und der heutigen Zeit, der Zeit vor vierzig und mehr Jahren und der Gegenwart so recht eindrücklich zum Bewußtsein bringen will, denke ich an jene Sonntage in der Kindheit zurück, wo die ganze engere Verwandtschaft, Onkel und Tanten, Vettern und Basen, Neffen und Nichten, aus Stadt und Land bei meiner Großtante am See zu Gaste waren, um sich wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu grüßen, frühere Zeiten aufleben zu lassen, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken, Räte und Kümmernisse einander anzuvertrauen und sich vom Herzen zu reden, Rat zu erteilen und zu empfangen.

Wie ich diese Sonntage liebte! Wie ich mich ihnen entgegenfreute, entgegenträumte, mit allen Fasern der Seele! Nicht bloß, weil uns Kindern da eine Reihe handgreiflicher und mit der Zunge auszukostender Genüsse in Aussicht standen, die nicht zu unsern Alltäglichkeiten gehörten — nicht bloß, weil wir da oft stundenlang, von den Großen im Eifer des Gespräches vergessen, unangefochten und ungekränkt auf verbotenen Pfaden wandeln konnten: durch Wiesen und über Rasen tollten, über Blumenbeete springen, über Hecken und Zäune und auf Bäume klettern, Beeren und Obst in gesundheitlich nicht sehr zuträglichen Mengen schmausen und noch viele andere verbotene Dinge treiben konnten! Gewiß, auch das gehörte dazu, aber mehr noch als all dies war es der festliche Glanz überhaupt, der über dem Ganzen lag, die patriarchalisch-gemüthliche Stimmung, die diesen Zusammenkünften das Gepräge gab, daß man so recht von innen heraus, aus tiefster Seele froh wurde.

Es war ein schmuckes, nach heutigen Begriffen allerdings sehr bescheidenes Landhaus, wo unsere Großtante, ich hätte fast gesagt: residierte, denn das Regieren, das Schalten und Walten nach eigenen Gesetzen und in eigener Machtvollkommenheit lag ihr im Blute. Sie war, wie Gottlieb von Breneli sagt, eine wahrhafte, feldherrenmäßige Natur. Schon äußerlich von imponierender Größe, mit durchdringenden grauen Au-

gen, ausgeprägten Gesichtszügen, entschiedenen, scharf abgegrenzten Bewegungen, zielbewußt in allem, was sie angriff und durchführte, erweckte sie den Eindruck einer starken Persönlichkeit, die nicht erst seit dem Tode ihres Gatten bei der Bewirtschaftung des Gutes das entscheidende Wort sprach. Man pflegt über solche Verhältnisse zu spotten und sie als naturwidrig hin zu stellen — wenn aber der Schöpfer selber sich solche Seitensprünge gestattet, in dem er der Frau Eigenschaften in die Wiege legt, die wir sonst als ausgesprochen männlich empfinden und den Mann weicher schafft, als wir es an ihm gewohnt sind, sollen wir dann, nur der Gewohnheit zuliebe, starr auf einer Ordnung beharren, die den daran Beteiligten Gewalt antut?

Zwischen dem Großonkel und der Großtante hatte diese Frage nie viel zu reden gegeben. Der Großonkel, ein gutmütiger, leicht beeinflussbarer Mann, der von Natur aus auf den heitern Lebensgenuß eingestellt war, hatte der Gattin von Anfang an das Steuer überlassen, wohl wissend, daß es zu seinem Heil geschehe. Und er war auch wirklich gut gefahren dabei, denn Frau Anna war einsichtig und großzügig genug, ihm in dem Rahmen, den die ökonomischen und übrigen Verhältnisse gestatteten, Spielraum für seine persönlichen Liebhabereien zu gewähren. Dazu gehörte vor allem die Flugjagd auf dem See und die Fischerei.

Im übrigen bemühte er sich, soweit man das überhaupt ein Bemühen nennen konnte, einen kleinen Weinhandel, der sich in der Hauptsache auf die im eigenen Rebberg und in der Umgegend geernteten Früchte beschränkte, zu bescheidener Blüte zu bringen, was ihm auch so ziemlich gelang.

So änderte denn äußerlich kaum viel, als der Onkel, viel zu früh nach menschlichem Ermessen, zu den Vätern abberufen wurde und Frau Anna allein mit Hilfe von Knecht und Magd, später von Onkel Jakob und Tante Ulrike, das Heimwesen betreuen und bewirtschaften mußte. Und wenn nun die ganze engere Verwandtschaft sich jedes Jahr ein- bis zweimal um sie versammelte,

so verkörperte sie nicht bloß in einem äußern Sinne, weil sie Guts herrin und Gastgeberin war, den Mittelpunkt der ansehnlichen Gesellschaft, sondern auch kraft der ihr vom Schöpfer verliehenen Tugenden und Fähigkeiten. Sie brauchte sich nicht als Herrin aufzuspielen, sie war es ungewollt, und mancher griebene Geschäftsmann, der die alleinstehende Witfrau leicht hin zu übernehmen gedachte, konnte ein Liedlein singen von ihrer Beharrlichkeit, Klugheit und Geschäftsfenntnis.

Trotzdem waren ihr weibliches Empfinden und Güte nicht fremd, so daß ihr Regiment nichts Abstoßendes, Bedrückendes an sich hatte. Ihm lag viel mehr jene wahre, auf innerer Tüchtigkeit fußende Überlegenheit zugrunde, die alle, auch die Kinder respektieren, weil sie ihrem Bedürfnis nach Verehren- und Liebenkönnen entgegenkommt, und so erscheinen mir denn diese Familienzusammenkünfte in der Erinnerung nicht bloß als Tage der Freude und des höchsten kindlichen Glückes, sondern darüber hinaus auch als ein Anlaß, der das Gefühl für Persönlichkeitswerte und Familienstolz weckte und im Kinde das zwar unausgesprochene, aber trotzdem stark und klar empfundene Gelöbniß zeitigte, diesem Verbande zeitlebens Treue zu halten und sich seiner würdig zu erweisen.

Von diesem Gute, das inzwischen längst in fremde Hände übergegangen ist, kann ich nur im Tone der Ergriffenheit sprechen. Meine schönsten Jugenderinnerungen sind mit ihm verknüpft. Sozusagen mit jedem Baum, jedem Strauch, jedem Stein, jedem Fuß breit Land verbindet mich ein persönliches Erlebnis.

Nie werde ich zum Beispiel jenes schläfrige Gegacker der Hennen im Hühnerhofe vergessen, dessen Gemäuer von Himbeersträuchern überwachsen war, wie das Schloß im Märchen. Was gäbe es sonst noch auf der Welt, das in so glückhafter Weise sommerliche Müdigkeit und wohlige Schläfrigkeit zum Ausdruck bringt, wie dieses traumverlorene Gackern der Hennen an einem heißen Sommernachmittag auf einem einsamen Bauernhof! Ihr fremden Menschen, die ihr jetzt ahnungslos auf jenen Pfaden schreitet ohne Wissen um all die heimlichen Glücksmöglichkeiten,

die für uns dort verborgen lagen, hat euch nicht eine geheime Macht in den Arm gegriffen, als ihr daran ginget, diese glückverschworene Wildnis niederzulegen — sie eurer barbarisch-nüchternen Ordnungswut zum Opfer zu bringen? Haben nicht alle Nymphen mit ihrem Klagegesang die Luft erfüllt? Und die Meislein und Zeisiglein und Rotschwänzchen, die da ihre Nestchen bauten, haben sie mit ihrem kläglichem Pipsen euch nicht an das Herz gerührt?

Genau so wie ein munteres Vögelein hüpfte vor unendlicher Freude jeweils mein Herz, wenn wir von der Seestraße einbogen in das schmale Weglein, das zu dem Glückshof hinunterführte, die lange Hauswiese in zwei ungleiche Stücke teilend. Jeder Baum hier verkörperte für mich eine Persönlichkeit von bestimmtem Gepräge, sprach mit einer nur ihm eigenen Stimme zu der Seele, anders am Tage als in der Dämmerung und wieder anders in der Dämmerung als in der dunklen Nacht. Wo die Wiese aufhörte, mündete das Weglein auf den stattlichen, bekümmerten Vorplatz ein, der den bescheiden-herrschaftlichen Charakter des Gutes noch unterstrich. Schon daß der Kies so verheißungsvoll unter den Tritten knirschte! Bei Nacht trat man unwillkürlich leiser auf, um die schlafenden Geister nicht zu wecken.

Dieser Platz war auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Zur Linken grüßte das breitgiebelige, freundlich geweihte Gesindehaus, wo Knecht und Magd, später Onkel Jakob und Tante Ulrike, wohnten. Daran angebaut war ein großer Schopf, der zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Geräten und Wagen diente. Gegenüber auf der andern Seite schlossen Stall und Scheune den Platz ab. Die Vorderseite nahm das Herrschaftshaus ein, wo die Großtante, von niemandem angefochten, ihr Regiment ausübte.

Jedes dieser Gebäude wies für uns Kinder einen besonderen Anziehungspunkt auf. An dem Gesindehaus schätzten wir vor allem die Eigentümlichkeit, daß man von hier aus durch eine verborgene Türe in den Schopf hinübergelangen konnte. Wir benützten jeweils die Gelegenheit, um uns heimlich dort einzuschleichen und uns da verborgen zu halten, bis jemand von außen her eintrat, um dann plötzlich mit lautem Gepolter hervorstürzen, die Ahnungslosen so in Angst

und Schrecken versetzend. In diesem Schopfe befand sich überdies eine Schaukel, die natürlich während der ganzen Dauer unseres Besuches nicht mehr zur Ruhe kam, höchstens die Mahlzeiten abgerechnet. Hier war es auch, wo verliebte kleine Vettern ihre ersten galanten Anwandlungen an den Mann, will sagen: an die verehrten Bäschen zu bringen pflegten.

Daß auch das Vieh im Stall sich unserer Aufmerksamkeit erfreute, müßte ich eigentlich kaum noch erwähnen, da ja bekanntlich alles Lebendige die Kinder gefangen nimmt. Wenn ich mir heute das Bild des Stalles in Erinnerung rufe, so entdecke ich, daß die Futterlücken einen besonders starken Eindruck auf mich ausübten. Sie flößten mir, verstärkt durch das Halbdunkel, das dort herrschte, stets ein leises Gruseln ein, sei es, weil sie mich wie ein lebendiges Wesen mit durchdringenden Augen gewissermaßen auf meine moralische Existenz hin ausforschten, sei es, weil von Zeit zu Zeit und gewöhnlich, wenn man es am wenigsten erwartete, plötzlich der Kopf einer Gehörnten mit starkem Schnaufen und Rauen durch eine der Lücken stieß. Das Anziehendste und Aufregendste für uns aber war, daß man von hier aus in die unter dem Herrschaftshaus gelegenen großen Keller und von dort direkt in die Wohnstube hinauf gelangen konnte. Diese Passage war uns zwar verboten, da die steilen, geländerlosen Treppen in der Dämmerung nicht ohne Gefahr zu begehen waren. Aber welches gesunde Kind hätte sich durch ein bißchen Gefahr je von einem Wagnis abhalten lassen! Diese mit dunkeln Ecken und Winkeln verschwenderisch ausgestatteten Räume waren ein Dorado für uns abenteuerhungrige Dorfkinder. Die hohen, gewölbten Keller mit den großen Fässern warfen jeden Laut mit doppelter Stärke zurück, was den Eindruck des Unheimlichen noch erhöhte. Wenn ich künftig in meinen Träumen durch weite, unterirdische Gänge geführt wurde, lagen diesem Erlebnis die Keller der Großtante zugrunde.

War man endlich nach mehreren Stationen — denn man mußte doch schnell im Vorbeigehen allen diesen Sirtlichkeiten einen ersten flüchtigen Besuch abstatten — vor der Türe des Herrschaftshauses angelangt, so wartete eine neue Überraschung auf einen. Diese Türe wurde nämlich

durch einen Kettenzug von der höher gelegenen Wohnstube aus geöffnet. Das war für uns Kinder eine so ungewohnte Erscheinung, daß dieser Kettenzug an solchen Besuchstagen geradezu „Unmenschliches“ auszuhalten hatte, denn jede Nichte und jeder Nefte, jeder Onkel und jede Tante, jede Base und jeder Vetter durften nach unserer Anweisung nur einzeln eintreten; es war bei Todesstrafe verboten, daß zwei oder mehr Personen zugleich eingelassen wurden. Auch dieses Vergnügen wollte bis zur Reize ausgekostet sein. Und die Großtante erteilte großmütig, wie sie war, ihren Segen dazu.

Im Hausgang begrüßten einen alsdann jene vielversprechenden Gerüche, die sich trotz aller Vorsichtsmaßregeln durch eine Ritze der Küchentüre in das angrenzende Vorzimmer und von da in den Flur hinaus hatten flüchten können. Der Willkommenruß der Großtante klang gewiß so herzlich, wie man es nur von einer Großtante, der eigene Kinder versagt geblieben waren, erwarten konnte; aber die Düste, diese Vorboten kommender Herrlichkeiten, die einen da empfinden, sprachen noch viel eindrücklicher und verheißungsvoller zu uns! Und dabei wenden wir heute all unsern Scharfsinn auf, die Küche derart im Hause unterzubringen, daß ja kein Gerüchlein mehr an unberufene Nasen dringe! Unnötige Mühe, falsche Vorsicht! Von den Kindern sollten wir lernen, wie Küchen anzubringen sind! Wir könnten dann hören, daß dieser Vorgeschmack den wirklichen Genuß noch um ein Mehrfaches übertrifft, und wie untunlich es darum ist, solche Vorgenüsse zu beschneiden. Was Wunder, daß wir beim Treppensteigen immer mindestens eine Stufe unterschlugen, um so rascher in dem kleinen Stübchen zu stehen und eines dieser wunderbaren Gerüchlein aus der angrenzenden Küche zu erhaschen. Leider war eben auch hier wie andernorts so oft der „Eintritt für Unberechtigte verboten“ und dazu zählten alle, die keine weiße Küchenschürze auf dem Leibe trugen und damit bekundeten, daß sie zum Küchenpersonal gehörten, also auch wir Kinder. Und es wurde keine Ausnahme von der Regel geduldet, denn die Küche erwies sich bei solchen Gelegenheiten ohnedies zu klein, und die Großtante hielt streng auf Ordnung und Sauberkeit.

Wollte es aber der Zufall, daß die so streng gehütete Pforte in unserer Anwesenheit sich gerade einmal aufthat, und konnten wir rasch einen Felsen der dahinter sich aufhäufenden Herrlichkeiten erspähen, so waren wir übergelüchlich und teilten es unsern Gespanen mit wichtiger Miene, Finger am Munde, mit. War aber endlich der Augenblick gekommen, wo die Küchenfeen mit den großen, dampfenden Kaffeekannen und Milchkrügen und den mächtigen Platten mit den knusperigen Pasteten auf der Schwelle erschienen, bordete die Freude über alle Dämme. Von daher mag es kommen, so beschämend es sein mag, ein solches Bekenntnis ablegen zu müssen, daß das Gefühl höchsten Glückes für mich immer irgendwie mit dem Geruche von heißem Kaffee und dem seidigen Knistern von Pasteten verbunden ist. Aber der Kaffee und die Pasteten machten es nicht allein; es war alles zusammen: die lieben Menschen, die die lange Tafel besetzt hielten und da nach Herzenslust aßen, tranken, schwatzten und lachten, die altmodischen, gemüthlichen Kaffeekannen, Täßchen und Teller mit den romantischen Landschaften darauf — der Großvaterstuhl in der Ecke und der geblümete Stoffschemel davor — das alte behäbige Sofa mit der geschweiften Rückenlehne und den an Schnüren von der Wand niederhängenden Kopfpolstern und der große runde Spiegel mit dem verschnörkelten Goldrahmen dazwischen. Und es war außerdem der schöne Sommer- oder Herbsttag, der durch die Fenster blaute und leuchtete, aber vielleicht war er in Wirklichkeit gar nicht immer so strahlend, wie meine Erinnerung wahr haben will, sondern meine Phantasie hat ihn erst nachträglich in einen Sonnentag verwandelt, damit das Äußere und das Innere einander entsprechen.

Ein einziges Mal, entsinne ich mich, wurde das Gespräch am obern Tischende, wo die Erwachsenen saßen, plötzlich lauter und heftiger als sonst, so daß wir Kinder aufmerksam wurden und erschreckt hinhorchten. Sie redeten alle gemeinsam auf Tante Ulrike ein, beschworen sie und schienen ihr Vorwürfe zu machen, soviel verstanden wir. Der Name von Onkel Jakob, ihrem Manne, wurde dabei genannt, und erst jetzt fiel mir ein, daß sich dieser an solchen Zusammenkünften selten oder nie blicken ließ, aber daran hatten wir

Kinder uns bereits gewöhnt. Ich hatte schon allerlei darüber munkeln hören, ohne recht klug daraus zu werden. Wir Kinder gingen Onkel Jakob aus dem Wege, weil er nur selten ein Wort mit uns sprach und gewöhnlich ein mürrisches, abweisendes Gesicht zur Schau trug.

Als ich nach einer Weile, nachdem ich mich inzwischen wieder meinen kleinen Gespanen zugewandt, abermals nach Tante Ulrike blickte, hatte sie Tränen in den Augen. Das Gespräch war jetzt beinahe verstummt; sie sprachen nur noch mit halber Stimme, wahrscheinlich, weil sie bemerkt hatten, daß wir Kinder aufmerksam geworden waren — und alle hatten ernste und traurige Gesichter. Auch die Sonne draußen war verschwunden, und zum erstenmal im Leben ging mir so etwas wie eine Ahnung auf von einem drohenden Verhängnis, so, als ob dies alles einmal plötzlich ein Ende nehmen mußte. Unterdessen aber hatten die Erwachsenen die Sprache wieder gefunden, und auch die Sonne brach jetzt wieder sieghaft aus den Wolken hervor. Da wurde auch ich wieder froh und scherzte und lachte mit meinen kleinen Vettern und Bäschen um die Wette wie zuvor. —

Das Verhängnis ist dann später wirklich eingetroffen, nämlich an jenem schwarzen Tag, da Onkel Jakob, der auf die Großtante nie gut zu sprechen war, weil sie ihm nach seiner Meinung zu wenig Freiheit ließ, von seiner abendlichen Fahrt auf dem See nicht mehr zurückkehrte und erst einige Tage später aus den Fluten gezogen wurde. Man hat nie mit Sicherheit feststellen können, ob er einem Unglücksfall zum Opfer fiel oder freiwillig aus dem Leben schied, doch deuteten verschiedene Anzeichen darauf hin, daß das letztere wahrscheinlicher sei. Ein Verhängnis für die ganze Verwandtschaft wurde sein vorzeitiger Tod insofern, als vornehmlich aus diesem Grunde nach dem Tode der Großtante das Gut der Familie endgültig verloren und in fremde Hände überging.

Es scheint also das Schicksal jedes Paradieses auf Erden zu sein, daß es uns schließlich abhanden kommt, und vielleicht erscheint es uns in der Erinnerung nur darum als Paradies, weil es inzwischen verloren ging.